

Erzgebirgische Heimatblätter



Nr. 39 — Sonntag, den 27. September 1930

Druck und Verlag von Friedrich Seidel, Hauptschriftleitung: Siegfried Seidel, beide Buchholz i. Sa.

Geheimnisvoller Jahrmarkts- und Kirmeszauber

Für die Kleinen bedeutet der Jahrmarkt ein großes Erlebnis, bei dem es allerhand Wunder zu sehen gibt. Birgt er doch in sich die Erfüllung so mancher Kinderträume. Für die Großen in der Provinz soll er eine billige Einkaufsgelegenheit sein, ein Ersatz des großstädtischen Warenhauses. Das Gegenteil behauptet ein Sprüchlein. Es lautet: „Wer will unnütze Dinge kaufen, der muß auf den Jahrmarkt laufen! Trotz alledem will man sich aber auch mit den Kindern nach Herzenslust amüsieren.

Dabei kommt einem oft die Erinnerung aus der eigenen Jugendzeit. Unsere Großväter waren in ihren Ansprüchen als Kinder ganz bescheiden. Mit ein paar Kupfer-Dreier mußten sie sich begnügen. Mehr warf der gestrenge Herr Vater von damals nicht aus. Vergebens hatte man schon versucht, die Sparsbüchse zu sprengen, um mit einem Messer die Sparspfennige herauszubalancieren. Der erste Zwei-Pfenniger wurde in „Fischel und Semmel“ umgewandelt. — „Ober mit Eitischen“. — Dann kamen die Iogen. Rohnblättchen an die Reihe, ein rosarotes Gemisch aus Zucker und Mehl. Hier war der zweite Zweier fällig. Das Essen des Rohnblättchens war im Grunde genommen ein Kunststück. Die Hälfte fiel jedesmal dabei in den Dred. — Der dritte Kupfer-Zweier wurde für die grünen oder roten Glasfläschchen mit Gummitischer geopfert, die eine undefinierbare süße Flüssigkeit in sich bargen. Zu all den Herrlichkeiten gabs nun auch noch den Augen- und Ohrenschmaus umsonst. Heute ist unsere Jugend schon etwas anspruchsvoller geworden. Mit den paar Dreier von früher wüßten sie auch nicht viel anzufangen. Heute müssen es schon Zehner und Märker sein. Aber genau so wie schon in früheren Zeiten, bedeutet es für die Jugend an Jahrmarktstagen eine Warte, die Schulbank drücken zu müssen. Wenn von draußen in den Schulraum der Jahrmartsrhythmus klingt, der von den Blechinstrumenten oder dem Leierkasten herrührt, dann ist es aus mit der Aufmerksamkeit. In verschiedenen Orten sind ja die Kinder in der glücklichen Lage, daß gerade der Jahrmarkt oder die Kirmes in die Herbstferienzeit fällt. Ungehindert können sie daher ihren Gefühlen freien Lauf lassen. Die Spielwarenbuden mit ihren Habseligkeiten bedeuten eine Welt für sich. In geradezu verschwenderischer Herrlichkeit liegt da ausgebreitet, was das Herz begehrt. Kurzweilig ist es aber auch bei den Ausschreibern, einmal stehen zu bleiben und ihren mitunter gewagten Witz zuzuhören. Den größten Anziehungspunkt bildet der Rummelplatz. Einen unvergänglich schönen Anblick bietet wohl immer die

Reitschule mit den blendend weißen Schaukelpferden mit fliegenden Mähnen, wie es unser Bild zeigt. Aber auch die, die mit wilden Löwen, Elefanten, zahmen Haustieren usw. bestückt sind, sind Anziehungspunkte. Die Symphonie der so vielen Drehorgeln und das Geschrei der Aussteller ist meist mehr, als Auge und Ohr auf einmal aufzunehmen vermögen. Dazu das bedrückende Gedränge. Aber dennoch, gibt es je etwas Schöneres als einen richtiggehenden Jahrmarkt? Auch bei uns wird bald

Kirmes oder Jahrmarkt sein. Und wenn es wieder so weit ist, dann auf und hinein in den alles vergessenen Trubel. — Im „Glückauf“ (Zeitschrift des Erzgebirgsvereins) vom Oktober 1929 gab Dr. W. Fröbe, Schwarzenberg, folgende interessante Darstellungen: „Jahrmärkte abzuhalten ist ausschließlich Stadtprivileg. Nur wer einen „Markt“ hat, d. h. einen mit besonderen Freiheiten und besonderem Schutz ausgestatteten Platz zum Feilhalten, kann ein Marktprivileg erhalten. Es bedurfte der Genehmigung der Herrschaft, später der kurfürstlichen Bestätigung. Darum finden wir die Jahrmärkte auch in den „Stadtfreiheiten und Stadtprivilegien“ unserer erzgebirgischen Städte verankert. Ihre ehemalige



Die Kirmeszeit hat begonnen!

(DZ-Photo-Dienst.)

große wirtschaftliche Bedeutung kann man sich nur aus der Wirtschaftsform erklären, die man Stadtwirtschaft nennt: jede Stadt bildete mit dem umgebenden Land eine selbständige Wirtschaftseinheit. Der Grundgedanke dieser mittelalterlichen Wirtschaftsform war, dem Bürger wie dem Bauer ein gesichertes Absatzgebiet zu gewährleisten. Wie einerseits die Zufuhr ländlicher Produkte von außerhalb dieses Wirtschaftskreises untersagt war, so gewährte die „Bannmeile“, die das Betreiben von Handwerk außerhalb der Stadt verbot, dem städtischen Gewerbe Schutz. Daß diese mittelalterliche Zwangswirtschaft für den Käufer große Nachteile mit sich brachte, liegt auf der Hand. Schon im 16. Jahrhundert wird sie als drückend empfunden und muß durch landesfürstliche Gesetzgebung gegen die mannigfachen Angriffe geschützt werden. Der Jahrmarkt, der dieses Prinzip durchbrach, indem er auch auswärtige wohnende Gewerbe zum Warenablaß zuließ, mag dann besondere Bedeutung gewonnen haben. Die Jahrmärkte waren für unsere abgelegenen Erzgebirgsstädte wahre Kleinmessen bis in die 60er Jahre des vorigen Jahrhunderts hinein. So ist es nicht zu verwundern, daß sie von den Städten stürmisch begehrt wurden und in immer größerer Zahl auftraten. Zweifellos reicht das Alter der Jahrmärkte in unserem Gebirge (wohl bis in das 13. Jahrhundert) weit zurück.“

Erinnerung an Scheibenberg

Fritz Reimers war heute zeitig zu Bett gegangen. Den ganzen Tag hatte er gearbeitet, nicht einmal die Zeitung hatte er gelesen. Nun brannte er seine Nachtischlampe an, streckte sich lang aus und blies den bläulichen Rauch seiner Zigarette in dünnen zarten Ringen gegen die Decke. Das Morgenblatt lag vor ihm, oben auf die Bäder- und Reisezeitung. Die las er gar zu gern und ganz genau. Denn er kannte viel, war in seinem Leben weit gereist, und mancher Ort, manche Gegend, mancher Name, der ihm aus der Zeitung entgegenleuchtete, trug eine Erinnerung für ihn in sich.

Heute studierte er die Angebote besonders gewissenhaft. In wenig Wochen bekam er seinen Urlaub und wußte diesmal wahrhaftig nicht, wohin er reisen sollte. Suchend glitt sein Auge über die Seiten. Hier Bayern, Franken, Ostmark —, dort das Meer, Ostsee, Nordsee — dort der Rhein, der Schwarzwald, der Harz —, Thüringen, Ostpreußen, Auslandsreisen —, wer die Wahl hat, hat die Qual! —

Er war doch sonst so leicht entschlossen. — Die letzte Seite: Gesellschaftsreisen! Rein, das nun diesmal gleich garnicht. Er wollte Ruhe haben, allein sein, sich so recht ausruhen und pflegen können. Ihm verlangte nach Einsamkeit.

Nun war er zu Ende mit der Reise- und Bäderzeitung — und noch immer kein Entschluß!

Ganz unten auf der letzten Seite standen noch einige kleine Angebote, ohne hervorgehobenen Druck. Ueberschrift: Sachsen. Nur fünf, sechs Inferate. Sollte Sachsen, sein engeres Heimatland, wirklich so arm an Schönheiten sein? — Laß sehen, was da genannt ist!

Nur einige unbedeutende Orte, schöne Gegenden — ja, aber unbekannt, ohne Klang für den Großstädtlichen, der auch in einer Urlaubszeit seine Erholung in Tanztees, Bars und gesellschaftlichen Großveranstaltungen sucht. Und doch ein Name dabei, der plötzlich seinen Blick fesselt und seine Gedanken in Bann schlägt: Scheibenberg!

Wie war das doch! Wie lange hatte er diesen Namen nicht gehört, nicht gelesen? Wie lange schien er aus seinem Gedächtnis verschwunden? Und nun ging er ihm ans Herz und ließ ihn sinnen und denken.

Mehr als 30 Jahre war das schon her, als er damals — ein Junge von 7 oder 8 Jahren — die erste Reise in seinem Leben angetreten und die Ferien hier in Scheibenberg verlebt hatte. Sein Großvater und seine Tante hatten ihn damals mitgenommen.

Großvaters Wiege und Elternhaus hatten in Scheibenberg gestanden. Der hatte seine Jugend dort verlebt und war später nach Leipzig übergesiedelt. Aber jedes Jahr, wenn der Sommer ins Land kam, zog es ihn nach seinem schönen Geburtsort im Erzgebirge. Und der Robert-Friedrich war auch dort jederzeit ein gern gesehener Gast. Reimers schüttelte sinnend den Kopf. 30 Jahre?! — Er sah sich noch, wie er auf dem Bahnhof in Leipzig stand neben seinem Großvater — fast 2 Stunden vor der Abfahrt des Zuges. (Großvater hatte immer Bange, zu spät zu kommen.) Endlos das Warten. Aber dann die schöne herrliche Fahrt durch Wiesen und Felder, durch die dunklen rauschenden Wälder.

Im Schützenhaus hatten sie gewohnt, unten am Fuße des Berges — beim Wächter-Louis. Und das Dach in seinem Zimmer war ganz schief gewesen und Balken gukten heraus. Und so niedrig, daß er sich einmal eine große Beule am Kopf gestoßen haben mußte, denn die Tante hatte lange ein feuchtes Handtuch aufgelegt. Das wußte er noch heute ganz genau. Sonntags war im Saale immer Tanzmusik gewesen, daß er nie hatte einschlafen können. Ganz seltsam waren ihm die Abende und Nächte vorgekommen — im fremden Bett, im fremden Raum, fern von daheim. Oft hatten spät abends noch die Kühe gebrüllt und früh hatte ihn der Hahn munter geträht. Richtig, die Kühe!

Hinten am Schützenhaus war der Kuhstall gelegen. Wie oft hatte er da als kleiner Junge die große buntgeschte Kuh gestreichelt, die ihn immer so stuh angelehnt hatte. Einmal hatte er sogar bei ihr Zuflucht gesucht. Das war, als im Hofe ein Schwein geschlachtet werden sollte. Noch jetzt sah er den Fleischer in seiner weißen Schürze, ein langes Messer in der Hand. Drei Männer aber hielten das quiekende Schwein fest. Er selbst war in den Kuhstall geflüchtet. Er hatte das Schlachten nicht mit ansehen mögen. Da hatte er die Buntgeschte gestreichelt und auf sie so laut eingeredet, daß er mit seiner eigenen Stimme die Angstschreie des dem Tode geweihten Schweines im Hofe übertönte. Erst als es draußen ruhig war, war er wieder hinausgegangen. Da hatte man ihn tüchtig ausgelacht, und es war ihm, als sei er feige gewesen. Von der frischen Wurst, die es zum Abend gab,

hatte er kaum etwas anrühren können. Reimers mußte lächeln über diese Jugend Erinnerung, die ihm so lebendig geblieben war. Jeden Ort, jeden Platz würde er heute noch zeigen können.

Ob das alles noch so war wie damals? Das Haus, der große Tanzsaal, der Hausflur mit dem 10-Pfennig-Schokoladenautomaten, die Küche, die an der Tür das Emailleschild „Küche“ trug, der etwas tiefer gelegene Hof mit dem frischen Quellwasserbrunnen, der immer so lustig in den großen Steintrog plätscherte. Und hinter dem Kuhstall die weite Wiese mit dem saftigen Klee und den Schiefständen für das Schützenfest. Ob das alles noch war? Und wie mußten die Bäume gewachsen sein, die man damals gerade einpflanzte? Und ob die Treppen noch hinaufführten auf den Scheibenberg, der das Ziel des täglichen Spazierganges gewesen war?

Ach ja, der Berg! Der Scheibenberg! 807 Meter hoch! Das war damals eine ganze erstaunliche Zahl gewesen. Und wie schön der Berg war! Großvater wußte für jeden Tag einen anderen Weg. Immer neue Rundblicke boten sich dem Auge dar. Berge lagen weit, weit hinten im grauen Nebel, drüben der Pöhlberg, der Bärenstein, der Fichtel- und der Keilberg und wie sie wohl alle hießen. Und zu Füßen lagen die kleinen Dörferchen, die bunten Wiesen und Felder und

die dunklen Streifen der Tannenwälder. Und dort fuhr langsam die Bimmelbahn — wenn der Wind gerade herüberwehte. Konnte man sogar das eintönige Klingeln der Glocke vernehmen — alles so klein, so winzig, wie einer Spielzughachtel entnommen und aufgebaut. Ein jeder Aussichtspunkt ließ neue Bilder entstehen, man konnte stundenlang dort sitzen und schauen, während ringsum der hohe Wald ganz leise rauschte.

Zum Frühstück ging es dann regelmäßig zum Berggasthaus. Da gab es dann immer ein Zuckerbier, und die Tante opferte manchen Zehner in dem Automaten, der am Eingang an der Tür stand. Auch den Aussichtsturm auf dem Berge hatte er oft erstiegen und seinen Blick weit hin schweifen lassen bis hin an den fernen Horizont. Einmal, ganz zeitig in der Frühe eines Sonntags, war auch der Bergwirt, der Lauchmann-Albin, mit auf den Turm gestiegen und hatte auf seiner Trompete so schöne Wieder über die dunklen Wälder hinweg in den sonnenklaren Morgen hinein ertönen lassen. Da war es ihm gewesen wie in einem Gotteshaus, so andachtsvoll und feierlich.

Nachmittags und besonders Sonntags war auf dem Berge immer ein Nordsbetrieb. Aber Großvater ging da nicht mit hinauf. Er mochte die vielen Leute nicht leiden und wollte lieber für sich allein sein. Das hatte den kleinen Fritz damals oft sehr geschmerzt.

Einmal jedoch, als Großvater unter Mittag schlief, war Fritz aber doch ganz allein auf den Berg gestiegen. Mit 20 Pfennigen in der Tasche. Das Geld hatte gerade zu einem Glas Limonade und zu einer Ansichtskarte für seine Mutter gelangt, und die noch übrigen 3 Pfennige hatte er stolz der Musik gegeben, die mit einem Teller in der Pause einsammeln kam. Da sah nun der kleine Fritz in dem Berggarten und sah die Leute kommen und gehen und wieder andere kommen und hörte die Musikstücke an — noch eins und noch eins — und hatte vergessen, daß er ja eigentlich nur eine Stunde bleiben konnte, weil Großvater stets um 4 Uhr Kaffee zu trinken gewohnt war. — Und dann hatte er von weitem die Tante — ganz außer Atem — kommen sehen und ein Schreck war ihm in die Beine gefahren. Auf die kleinste Kleinigkeit konnte sich Reimers noch entfinnen, was nun alles kam. Sogar die Bank würde er noch bezeichnen können, an der er mit dem entgegenkommenden Großvater zusammentraf und eine weit hin schallende Ohrfeige bezog und den ganzen Weg bis zum Schützenhaus eine große Rede über Verantwortung und Dummejungenstreiche über sich ergehen lassen mußte. Und dann gings sogleich — 6 Uhr abends — ohne Abendbrot ins Bett!

Reimers lächelte wieder vor sich hin. Ja, das hatte sich wirklich eingepreßt und war nach 30 Jahren noch mehr als lebendig. Langsam nahm er noch eine Zigarette und steckte sie in Brand. Ganz unbewußt tat er das, denn seine Gedanken waren weit, weit weg.

Einmal auch hatte man schon um 11 um Mittag gegessen. Fritz hatte so zeitig noch gar keinen Hunger gehabt. Aber Großvater bestimmte und redete nicht viel über das Warum und Weshalb. Ein Viertel nach 11 ratterte unten ein Wagen vorbei, lenkte um und hielt vor dem Schützenhaus. Großvater, den letzten Bissen kauend, ging zum Fenster und dann hinunter auf die Straße. Er sprach mit dem Kutscher. Dann holte er die Tante und Fritz herunter, und sie durften einsteigen. Den ganzen Nachmittag bis zum späten Abend gings dann durch



dunkle Wälder, an rauschenden Gebirgsbächen im Tale entlang über aussichtsreiche Höhen mit prächtigen Rundblicken. Ein herrlicher Tag war das gewesen.

Und das alles sollte nun schon so lange her sein?

Was lag nicht alles dazwischen! Zwischen jenen Tagen und jetzt! Eine lange Schul- und Studienzeit, dann 4 Jahre Kriegserleben, Kriegsgefangenschaft und der Niedergang des Vaterlandes, die Sendung Adolf Hitlers, Kampf und Arbeit in Leben und Beruf, eine mißverständene Ehe mit vielerlei Hemmnissen, schwere Schicksalsschläge und schließlich ein wundervoll seliges Glück ungetrübtster Liebe. Daneben Eindrücke aus anderen Ländern und Gegenden — und doch hatte nichts dieses Eine, diese Kindheitserinnerungen auslöschen können. Nur überdeckt waren diese Eindrücke, die jetzt wieder so lebendig wurden.

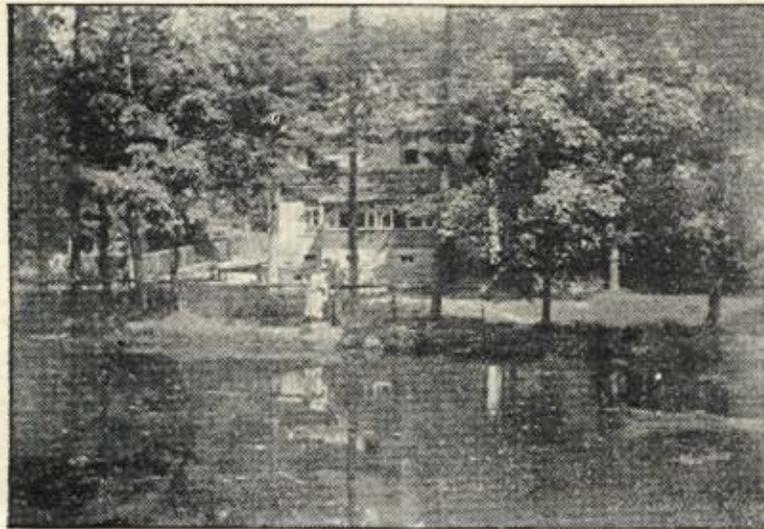
Reimers hatte längst das Zeitungsblatt sinken lassen. Mit seinen geschlossenen Augen sah er Bilder von unbezwingbarer Nähe und Klarheit auftauchen. O Kindheit, du schönes, herrliches Land! Wie tief hast du, Jugend, deine Erinnerung bewahrt!

Und dann mit einem Male fällt es ihm wie Schuppen von den Augen. Kein Suchen mehr nach dem Wohin der Urlaubstage. Er weiß es jetzt, wohin er sie verlegt. An die Stätte seiner ersten Kindheit. Dort zieht es ihn hin, dort erwarten ihn liebgewordene, traute Fleckchen, an denen ein Stück seiner Jugend hängt und mit denen er jetzt noch so enge Verbundenheit fühlt. Dort will er hin und nirgends anderswo. Er empfindet es tief in seinem Innern, wie unsagbar viel ihm diese Urlaubstage bieten werden — mehr als die schönste Reise in ferne Gegenden.

Mit fast liebevoller Handbewegung faltet Reimers die Zeitung zusammen. Der Name Scheibenberg liegt nun obenauf — so hat er das Blatt gefaltet. Leise klingt in ihm das Lied von der Jugendzeit. Dann löst er das Licht und dreht sich zur Seite. Und noch im Dunkeln umgaulen ihn die Bilder und Erinnerungen an jene wunder schönen Kindheitstage in Scheibenberg . . .

Die »Grundteichschänke« bei Schlettau

Zwischen Schlettau und Dörfel, nordwestlich Buchholz, liegt, von Birken und Fichten umgeben, die „Grundteichschänke“. — Unseren lieben Lesern wollen wir einiges hiervon erzählen: Vor einem reichlichen Viertelhundert baute sich dort der Glasermeister Konrad Lorenz aus Buchholz, der ein Freund der stillen Natur ist, eine Holzbaracke. Ein Jahr lang wohnte er in dieser ganz allein. Darnach errichtete er ein massives Haus, die jetzige „Grundteichschänke“, in welches auch seine Familie übersiedelte. Später erlangte er die Schankkonzession. Auf romantischen Zugangswegen von der Staatsstraße Schlettau—Dörfel, sowie auf Waldwegen von Buchholz und Annaberg gelangt man zu dem gern besuchten Ausflugslokal, auch die „Hühnerzucht“ genannt. Die umgebenden Fischteiche und der Wasserfall gehörten einstmals dem Posamenten-Exporteur Kar. Grund aus Buchholz, die väter von Konrad Lorenz erworben wurden. Im 16. Jahr



Die „Grundteichschänke“ in Schlettau

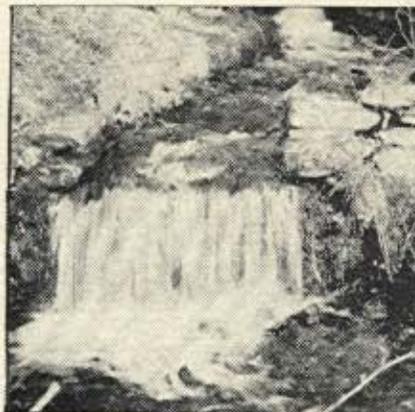
hundert gruben die Bergleute, wie auch in anderen Gegenden des Erzgebirges, in der dortigen Gegend nach Zinn. Nach des Tages Mühen gönnt man sich gern ein Stündchen der Erholung und Ruhe in der „Grundteichschänke“ und man könnte nach der Melodie „s Galöckl“ vom Erzgebirgsdichter Anton Günther singen:

Still werd's überol, 's gieht da Sonn langsam ei, dort hintern Wald, wu die Wolkn rut sei, drübn in dr Haad noch a Böchela singt, horch nár wos klingt, horch nár wos klingt.

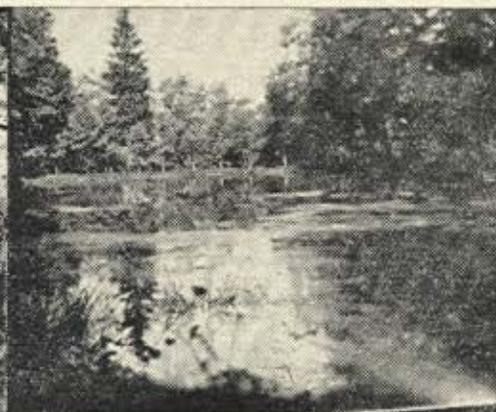
Dos is dos Galöckl aus'n Därfel in Wald, feierlich klingt's, wie friedlich deß schallt, 's is ball als ruft's hintern Barch of uns zu: Leecht eich ze Ruh, leecht eich ze Ruh!

Ach wennis immerfort nár su friedlich doch wär, Galöckl ach kling, deß ich's morgen wieder hör, wenn da früh rufft hintern Barch! drübn rauf: Mensch'n wacht auf, Mensch'n wacht auf!

Jr. Sch.



Wasserfall



Fischteich



HOLZABFAHREN I. ERZGEBIRGE

Reiter ohne Ziel

Abenteuer-
Roman
von
Will Kröger



(15. Fortsetzung.)

Dem Wort ist die Tat gefolgt. Jackson und Fred befinden sich in St. Paul, der großen Wolkenkragerstadt. Rochester Road befindet sich in der Altstadt und ist eine betriebsame Geschäftsstraße.

Im Hause Nr. 45 befinden sich zwei Kneipen, die eine im Keller, die andere, sie macht einen besseren Eindruck, zu ebener Erde. Zuerst suchen die Freunde das Haus ab, mit größter Geduld sagen sie bei jedem Mieter ihren Vers her:

„Entschuldigung, wohnt bei Ihnen vielleicht mein alter Freund Pat Lime?“

Aber überall erfahren sie nur verneinendes Kopfschütteln, ein altes Weiblein schlägt ihnen sogar erboht die Tür vor der Nase zu. Jetzt bleibt nur noch die Erkundigung in den Kneipen.

„Sehen wir zuerst in die Keller-Kneipe!“ sagt Fred und steigt als erster die ausgetretenen Stufen hinab. Unten, im Dämmerlicht, obwohl auf der Straße die helle Sonne scheint, sitzen allerlei Individuen beim Kartenspiel, sie sind darin so vertieft, als gäbe es nichts Wichtigeres auf der Welt.

Der dicke Wirt, dem es anzusehen ist, daß er selbst nicht sein schlechtester Kunde sein mag, ist gerade dabei, auf dem Gasloch eine „ff Hühner-Bouillon“ zu fabrizieren. In einen Topf siedenden Wassers wirft er eine Hand voll Bouillon-Würfel, tut etwas getrocknetes Suppengrün hinzu, und fertig ist die „ff. Hühner-Bouillon“.

„Tag, Jungens!“ begrüßt er Jackson und Fred, als seien sie alte Bekannte. Jackson, der den ersten Händedruck bekam, kann etliche Bestandteile der „Hühner-Bouillon“ in seiner Handfläche feststellen: einige Körner der Würfel und eissiches Gemüse.

Fred bestellt zwei Schnäpse, und Jackson fragt so nebenbei: „Kommt eigentlich mein alter Freund Pat Lime noch zu dir, Boß?“

Diese Verwandlung! Der Wirt gleicht im Handumdrehen einem verärgerten Kater, der einen Hund kommen sieht.

„Pat Lime!“ brüllt der Wirt und guckt für eine Sekunde in seinen Bouillon-Topf. „Mit Pat Lime seid Ihr befreundet? Da könnt Ihr mir leid tun! So ein Erzhalunke! Ich habe ihm Kredit gegeben, Kredit und Kredit! Und jetzt warte ich schon über ein Jahr darauf, daß der Kerl mir meine acht Dollar fünfzig bringt! Acht, Dollar fünfzig, Jungens! Nun begreift meine Wut; sonst bin ich eine Seele von Kerl, aber den Pat Lime könnte ich geradenwegs vergiften! Das hat man von seiner Gutmütigkeit. Er kam zu mir, der rothaarige Kerl, hatte keinen Pence in der Tasche, dafür aber Durst für zwei. Ich gab ihm, weil ich mir sagte, der Pat wird doch nicht einen armen Wirt ansehen. Und wirklich! Von dem Tage an, wo ich ihm nichts mehr geben wollte, blieb er weg!“

„Wo hat er denn eigentlich gewohnt?“ fragt Jackson. Des Wirtes Arm fährt zur Decke.

„Oben, bei der alten Breston!“

„Wir haben doch schon im ganzen Hause gefragt!“ erwidert Jackson, „aber keiner kannte Pat Lime, auch die Alte nicht.“

„O, sie kennt ihn schon, die Alte! Aber die ist genau so wütend wie ich! Bei der ist Pat Lime zwei Monate Mietschuldig geblieben, an die fünfzehn Dollar!“

„Und du weißt nicht, Boß, wo der Pat jetzt zu finden ist? Denke mal nach! Es könnte sein, daß wir dir sogar die Schulden bezahlen, die Pat bei dir gemacht hat.“

„Die zwölf Dollar fünfzig?“ fragt der Wirt blüßschnell.

„Rein, aber acht Dollar fünfzig!“ ruft Jackson lachend. „So viel hast du uns vorhin aenannt.“

„Da muß ich mich versprochen haben! Es sind wirklich zwölf Dollar fünfzig!“

„Gut, auch die sollst du haben, wenn du uns sagen kannst, wo wir Pat treffen!“

„Was wollt ihr denn von ihm?“

„Ein Geschäft mit ihm besprechen . . .“

„Darf man wissen . . .“

„Rein, Boß, du darfst nicht. Also heraus mit deiner Weisheit, wenn du die zwölf Dollar fünfzig verdienen willst.“

Der Wirt schaut noch einmal in den Bouillon-Topf, wirft noch eine geheimnisvolle Ingredienz in die wirbelnde Brühe und dreht den Gashahn zu. Dann kratzt er sich den Kopf, gießt sich einen Schnaps ein, schüttet ihn in den Mund, schluckt, schmeckt nach und sagt geheimnisvoll:

„Tja . . . ich weiß es nun nicht, wo der verfluchte Kerl steckt. Aber ich kann Euch eine Adresse geben, der Mann weiß bestimmt, wo Pat steckt.“

„Warum gehst denn du nicht zu dem Manne?“ will Jackson wissen.

„Mich kennt er, mir wird er nicht verraten, wo Pat anzutreffen ist. Aber wenn Ihr kommt, recht eilig tut, kann es schon möglich sein, daß er plaudert.“

„Also her mit der Adresse!“

Kostet zwölf Dollar fünfzig . . .“

„Rein, Boß, solche Geschäfte machen wir nicht. Du drehst uns irgendeine aus der Luft gegriffene Adresse an, und wir zahlen mit guten Dollars! Das geht nicht . . .“

Schließlich einigt man sich dahin, daß der Wirt erst die Hälfte des Betrages bekommt und den Rest, wenn sich aus der Adresse etwas entnehmen läßt.

Name und Adresse lauten: Francis Arbuckle, King-George-Street, Nummer 8. Jackson und Fred begeben sich sofort an Ort und Stelle. Im zweiten Stockwerk klebt an einer Tür die Visitenkarte von Francis Arbuckle. Jackson klingelt, klingelt wieder, es wird jedoch nicht geöffnet. Enttäuscht steigen Jackson und Fred wieder abwärts. Als sie auf den letzten Stufen sind, kommen zwei Männer ins Treppenhaus: Bud, der Vollbärtige mit den rollenden Augen, und — Price Zeeman, letzterer trägt einen kleinen Koffer.

Dies- und jenseits prallen die Männer zurück, als sie einander ansichtig werden. Mit einem Satz überspringt Jackson die letzten Stufen und will sich auf Zeeman stürzen, der hebt den Arm mit dem Koffer, dessen Kante Jackson empfindlich am Auge trifft. Jackson ist für Monaten außer Gefecht gesetzt. Bei dem Anprall ist Zeeman der Koffer entfallen, der jetzt hinter Jackson auf den Stufen liegt. Der Vollbärtige war geistesgegenwärtiger, er hat blüßschnell einen Revolver gezogen und richtet ihn drohend auf die Gegner.

„Zurück, Price!“ sagt er leise zu Zeeman, der retiniert sofort zum Ausgang, eilt auf die Straße und bringt den wartenden Wagen in Gang. Auf einen Ruf hin reißt der Vollbärtige die Tür auf und rennt zum Wagen, dessen offener Wagenschlag ihn erwartet. Im gleichen Augenblick läßt Zeeman den Wagen anfahren. Jackson will hinterdrein schießen, aber in dem Augenblick kommen ihm mehrere Passanten in den Weg.

Entwisch! Fred hat den von Price Zeeman zurückgelassenen Koffer an sich genommen. Da sich Passanten ansammeln, gehen die Freunde hastig davon. In einer Ecke, die sie sich heranrufen, öffnen sie den Koffer. Er enthält neben Toilette-Untensilien ein dickes Bündel funkelnagelneuer Fünfzig-Dollar-Scheine.

„Falsch!“ sagt Jackson nach kurzer Betrachtung. „Wir werden uns in einem Gasthaus ein Zimmer mieten, dort den Koffer unterstellen und sofort nach der King-George-Street zurück-“

fahren. Zeeman und der Kerl mit dem Fußsack wollten natürlich zu Francis Arbuckle. Da hat der Kneipenwirt uns wirklich eine gute Adresse gegeben, die ihre zwölf Dollar fünfzig wohl wert ist.

Wir werden Francis Arbuckle erwarten, einmal muß er ja nach Hause kommen."

"Und wenn wir ihn haben, was dann? Wir können ihn doch nicht „verhaften“, Jackson!"

"Wir tun es aber! Sogar mit vorgehaltenem Revolver. Dann veranstalten wir eine kleine Haussuchung in der Wohnung. Wenden wir uns schon jetzt an die Polizei, dann schnappt die uns die Belohnung weg!"

Francis Arbuckle, es ist der Betrunkene, der Winston French in Gegenwart von Price Zeeman wegen der gutgelungenen Fünfundzwanzig-Dollar-Noten lobte, befand sich in seiner Wohnung, als Jackson klingelte. Da dieses nicht im verabredeten Rhythmus geschah, öffnete Arbuckle nicht, sondern schlich zur Tür, um sich den Besucher durch den „Spion“ anzusehen. Er sah zwei ihm absolut fremde Männer und schlich ins Zimmer zurück, ohne zu öffnen. Von dem Vorfall im Treppenhaus hatte er nichts bemerkt.

Das Telephon läutet. Arbuckle meldet sich, Zeeman ist am Apparat und berichtet in unverfänglichen Worten, wer die Besucher waren. Francis soll schleunigst seine wichtigsten Siebenlachen packen und die Wohnung verlassen. Jeden Augenblick könne Polizei eintreffen, denn er, Zeeman, hätte einen Koffer im Treppenhaus zurücklassen müssen, der „Geld“ enthielt.

„Wo seid Ihr?“ fragt Arbuckle, zitternd vor Angst.

„Bei Nummer 14! lautet die Antwort.

Francis holt in toller Hast einen Koffer herbei, stopft das Wichtigste hinein, echtes und falsches Geld, Schmucklachen, zwei Anzüge und etwas Wäsche, dann noch einige verfängliche Briefschaften. Hals über Kopf kleidet er sich zum Ausgehen an. Als er, mit dem Koffer in der Hand, die Wohnungstür öffnet, stehen zwei Männer vor ihm, zwei Revolver richten sich auf ihn.

„Hände hoch, Mister Arbuckle!"

Der hebt zwar gehorsam die Arme, retirierte und fragt frech: „Was wollen Sie, sind Sie von der Polizei? Dann weisen Sie sich aus!"

„Nein, von der Polizei sind wir nicht!" erklärt Jackson trocken und drängt Arbuckle in die Wohnung hinein.

„Was wollen Sie eigentlich von mir? Ich bin ja gar nicht Arbuckle! Ich heiße . . . ich heiße John Smith!"

„Sehr erfreut!" entgegnete Jackson. „Wenn du John Smith heißt, dann bin ich der Kaiser von Japan! Fred, mach die Tür zu, es zieht. Wir können nicht dulden, daß Mister Arbuckle sich der Zugluft aussetzt. Geh in deine Stube, Francis Arbuckle . . . Nein, nein, laß nur die Arme oben, Licht drehen wir allein an, sonst drehst du uns mit deiner Kanone, die du doch sicher in der Tasche hast, den Hals um!"

Fred macht Licht und blickt sich erstaunt um in dem Zimmer: „Also so leben die Falschmünzer! Sehr fein, alles was recht ist, Klubsessels, schwellende Divans, einen prächtigen Kronleuchter, ein Smyrna-Teppich . . . Habt ihr das alles mit falschem Geld bezahlt, Arbuckle?"

Francis antwortet nicht, er schmollt, sitzt in einem Sessel

und hält gehorsam die Arme hoch, was den Eindruck erweckt, als wolle er ein Nasenbluten stillen.

„Fred, während ich unserem lieben Gastgeber das Schieß-eisen vorhalte, untersuche du den Koffer!" sagt Jackson und schiebt sich einen Sessel zu Arbuckle.

„Steh mal auf, mein Junge!"

Aus Arbuckles hinterer Tasche holt Jackson einen anständigen Revolver, und auch in der Jackettasche steckt so ein Ding.

„Ich komme!"

„Hast gut vorgesorgt, Arbuckle . . . So, nun kannst du dich wieder setzen. Der Bequemlichkeit halber darfst du auch die Arme herunternehmen. Aber wenn du frech wirst, gibt es Backpfeifen . . . Na, Fred, was hast du gefunden?"

„Geld!"

„Falsch oder echt?"

„Beide Sorten . . . Hier sind Briefe, gerichtet an Mister Francis Arbuckle . . . Schmuck hat der Junge auch . . ."

„Laß alles im Koffer, Fred, wir nehmen ihn mit. Ich glaube, es hat keinen Zweck, in der Wohnung nach Weiterem zu suchen. Arbuckle wollte scheinbar ausrücken und hat bestimmt alles Verfängliche in den Koffer getan. Wir wollen uns lieber ein wenig mit Francis unterhalten. Setz dich zu uns, Fred, es plaudert sich so besser. Also Francis: wo befinden sich jetzt Price Zeeman und der Kerl mit dem Vollbart?"

„Ich kenne keinen Zeeman und keinen Mann mit einem Vollbart."

„Du lägst, Arbuckle!"

„Dann frag doch gar nicht erst!"

„Doch, ich muß fragen! Wo ist Sidney Trouth, oder richtiger gesagt, Pat Lime?"

„Kenne ich auch nicht!"

„Auch nicht? Kennst du auch keinen Mann, ich glaube, er wird Jack genannt, der spindeldürr ist und mächtige, abstehende Ohren hat?"

„Auch nicht . . ."

„Du bist langweilig, Arbuckle, mit deinem ewigen „Kenn ich nicht“. Du schadest dir wirklich sehr damit. Wir sind keine Kriminalbeamten . . . und du bist uns eigentlich ganz sympathisch . . . so daß wir uns entschließen können, dich laufen zu lassen, wenn du uns etwas interessanter unterhältst. Ich frage nochmals: Wo ist Zeeman?"

„Welche Garantie gebt ihr mir, daß ihr mich frei laßt, wenn ich plaudere?"

„Garantie? Ich habe gesagt, oder will es hiermit gesagt haben: wenn du uns alles sagst, was wir wissen wollen, aber auch alles! Dann würden wir dich laufen lassen! Denn über kurz oder lang wirst du doch der Polizei in die Hände fallen.

Wir müssen natürlich das Gefühl haben, daß du uns nicht die Hude vollschwindelst. Nach Möglichkeit müßtest du uns das, was du uns sagst, auch beweisen können. Nun, willst du gesprächiger werden?"

„Ich möchte schon . . ."

„Dann endlich heraus mit der Sprache!" ruft Jackson ärgerlich. „Wir haben noch nicht zu Abend gegessen!"

Als Antwort ertönt unmittelbar darauf das Telephon. Francis Arbuckle will an den Apparat gehen, aber Jackson hält ihn mit dem Revolver zurück.

(Fortsetzung folgt.)



Zeichnung Kießlich M

Fred untersucht den Koffer

Erzgebirgische Wehrkirchen / Von W. Ludewig

Um die Städte Marienberg und Sanda gruppiert sich eine Anzahl von Dorfkirchen, deren baulicher Charakter wesentlich von dem anderer Gotteshäuser unserer Heimat abweicht. Das sind die sogenannten Wehrkirchen, von denen sich vier bis zur Gegenwart erhalten haben. Wie schon ihr Name, einprägsamer aber noch ihr bollwerkartiges Äußeres verrät, dienten sie ursprünglich doppeltem Zweck: sie waren Stätten der Anbetung, zugleich aber auch Zufluchtsort und Verteidigungswerk der Gemeinde in Kriegszeiten.

Ihr Unterbau ist aus meterdickem Bruchsteinmauerwerk ausgeführt. Nur wenige Fenster durchbrechen ihn, und diese sind entweder sehr schmal oder hoch über dem Erdboden angebracht, um dem Feind das Eindringen zu erschweren. Aus demselben Grund haben ihnen ursprünglich auch alle Vorbauten gefehlt. Darüber erhebt sich ein Obergeschloß, teils aus Blockwerk, teils aus verschaltem Balkenwerk errichtet, aber stets von einem ringsum laufenden Wehrgang umgürtet. Dieser wird durch massige Balken und Kopfbänder gehalten und gestützt. Er stellt das eigentliche Merkmal dieser Truhkirchen dar, durch das sie sich rein äußerlich von allen übrigen Gotteshäusern des Gebirges unterscheiden. Auslugen und Schießscharten sind in die Außenwand dieses Wehrganges eingeschnitten, um dem Feind mit Pfeilschuß und Steinwurf zu wehren. Die Löcher und Falltüren, die den Boden dieser Umgänge durchbrechen, ermöglichen die Begrüßung des anstürmenden Gegners mit siedendem Wasser und heißem Pech. Der geräumige Boden unter dem steil aufstrebenden Dach diente als Vorratsraum und Unterkunft der Verteidiger, so daß man unter Umständen auch einer Belagerung trotzen konnte. Keine dieser Kirchen besitzt einen Turm, sondern die Glocken sind in Dachreitern untergebracht. Sie sind mit festen Ringmauern umgeben, die höher und stärker sind als die ortsüblichen Umfriedigungen. Meist ist auch der Friedhof oder eine nahegelegene Anhöhe mit in die Wehranlage einbezogen, um sie verteidigungsfähiger zu machen. Die Entstehungszeit aller dieser Anlagen fällt in das 15. Jahrhundert, in die Zeit der Hussiteneinfälle oder unmittelbar darnach. In der Marienberger Gegend haben zwei solche Wehrkirchen die Jahrhunderte überdauert, und zwar in Großröckerswalde und in Lauterbach. Die beiden anderen liegen in der Umgebung Sandas: in Mittelsaida und Dörnthal. Am eindrucksvollsten ist zweifellos die Großröckerswalder Wehrkirche, die trotz mancher baulichen Veränderungen das ursprüngliche Aussehen derartiger Anlagen am treuesten gewahrt hat. Der Wehrgang mit den schräg nach unten gerichteten Schießscharten, den durch Schiebeklappen verschließbaren Auslugen ist unverändert erhalten. Wehrhaft und trotzig schiebt er sich über den wichtigen Unterbau vor, getragen von mächtigen Balken, die, von der Zeit geschwärzt noch manches Jahrhundert überdauern können. Wenn in einen von ihnen die Jahreszahl 1470 eingeschnitten ist, so stützt diese Angabe unsere Vermutung bezüglich der Entstehungszeit der Wehrkirchen. Bemerkenswert ist das silbergraue Schindeldach der Großröckerswalder Kirche, das einzigartig ist und wesentlich dazu beiträgt, den altherwürdigen Charakter dieses Gotteshauses zu betonen. Im Innern birgt es noch

einen anderen Schatz: zwei merkwürdige Bilder, deren Wert weniger kunst- als kulturgeschichtlich ist. Sie erinnern an die Pest, die 1582 den Ort heimsuchte und 51 Opfer forderte, und geben uns sein treues Abbild von Dorf und Kirche um jene Zeit. Wir müssen heute dankbar sein, daß alle Pläne zu einem Kirchenneubau, wie sie verschiedene Male erörtert worden sind, im Sand verliesen, denn es ist zu bezweifeln, ob sie das wertvolle Alte so liebevoll geschont hätten wie die pflegliche Erneuerung, die vor einigen Jahren durchgeführt worden ist. Eine Stunde nördlich von Marienberg liegt Lauterbach, das die zweite Wehr-



Alle Kirche zu Großröckerswalde.
Holzschnitt von H. Lötisch-Buchholz

kirche sein eigen nennt. Auch sie stammt aus der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts und stand ehemals mitten im Dorfe. 1906/07 errichtete die Gemeinde an dieser Stelle ein neues Gotteshaus, doch wurde das frühere nicht vernichtet. Es wurde neben dem Friedhof aufgebaut und zur Begräbniskapelle bestimmt. Diese Verlegung, die feines Verständnis für die Bewahrung alten Kulturgutes beweist, war seinerzeit nur unter erheblichen Geldopfern möglich, die sich jedoch insofern gelohnt haben, als die Lauterbacher Wehrkirche heute noch den einen oder anderen Heimatfreund in das abseits liegende Gebirgsdorf lockt. Weiter im Osten stoßen wir in Mittelsaida auf die dritte hierher gehörige Kirche. Ihre Gründungszeit läßt sich ebenso wenig urkundlich belegen wie die der übrigen Wehrkirchen. Da indes eine Glocke die Jahreszahl 1463 trägt, liegt die Annahme nahe, daß der Bau um jene Zeit errichtet wurde. Die Mittelsaidauer Kirche hat ihren eigentlichen Charakter am wenigsten wahren können. Der größere Teil des Wehrganges wurde bei einem Erweiterungsbau abgetragen; der Rest wurde 1859 mit Schiefer verkleidet, so daß das Ganze viel von seiner Ursprünglichkeit eingebüßt hat. Immerhin ist die Kirche auch in ihrer heutigen Gestalt noch ein wertvolles Denkmal aus vergangener Zeit. Halbwegs zwischen Mittelsaida und der Stadt Sanda erhebt sich die letzte erzgebirgische Wehrkirche in Dörnthal. Wie eine Festung liegt sie auf der Höhe, in weitem Bogen umgürtet von der hohen Mauer. Eindrucksvoll ist vornehmlich der Aufstieg zu ihr. Mächtige Bäume umschatten den gedrungenen Vorbau, der die Ringmauer durchbricht. Eine Steintreppe leitet hinauf zum schlichten Vorhaus, durch das der Besucher in das Kircheninnere gelangt. Traut und heimlich umfängt ihn weihervolle Stille, in der er sich vor allen Anfeindungen geborgen fühlt. Der Bau stammt aus dem Anfang des 15. ja vielleicht aus dem 14. Jahrhundert. Vor einigen Jahren wurde eine spätgotische, um 1500 gemalte Kassettendecke freigelegt und weckte neues Interesse für diese Kirche. Obwohl auch sie im Lauf der Zeit verschiedentlich bauliche Änderungen erlebte, ist man im ganzen doch behutsam mit ihr umgegangen, so daß ihre Eigenart im wesentlichen unberührt geblieben ist. Einstmals ist die Zahl der Wehrkirchen in unserer Heimat sicher größer gewesen, so gehörte z. B. die alte Mauersberger Kirche demselben Typ an und hat einem wenig glücklichen Neubau weichen müssen. Wehrhafte Gotteshäuser sind ferner die Kirchen zu Ehrenfriedersdorf und Geyer, wenn auch ihr Bauplan ein völlig anderer ist. Zum Beweis für unsere Behauptung sei schließlich noch eine Bemerkung des Chronisten Christian Lehmann hingewi-

der in seiner „Deutschen Kriegschronik“ berichtet: „Es beweisen der Kirchen Gebäude und Ringmauern selbst, wie die Hussiten sie meist im Gebirge abgebrannt, daß sie hernach solche aufs neue und auf besondere Weise zum Schutz und Gegenwehr bauen mußten, mit ganz engen Fenstern und eisernen Stäben, mit dicken Türen von festem Holz, starken Riegeln verwahrt, mit 5 Viertel weit übergeschossenem Schrot oder Gesperr an der Mauer auf den Kirchen und Loren an Kirchhöfen, mit Giebeln und Schießlöchern, mit hinauf gebauten und geklebten Stüb-

lein, davon sie durch die Giebel und Löcher sich mit Steinen wehren und die Feinde abtreiben können, wenn sie sich in der Not hinaus zurückziehen müssen, wie ich an der Rückers- und Königswalder, an der Lauterbacher, Crottendorfer und andern Kirchen im Grunde nach Schwarzenberg hinüber noch vor 40 Jahren (d. h. in der ersten Hälfte des 17. Jahrh.) gesehen, hernach, weil die Steingewehr nicht mehr gehalten, verbessert worden.“

Nooch'n Feierohtm

's Grufmütterle!

Von Laura Herberger, Buchholz.

In frühern Gahrn, do labetn de Grufmütt'rl' esu schtill dra hie in ihrn Auszugschtübl, oder je betreuetn 's güngste Kind in dr Familie, dos se nei in Schlof lertsletn.

Dozemol wurn de klänn Kinn'r in e Wieg nei gelegt (dos war e klans Holzbett mit Balzn un ewing Brziering drarim). Die Wieg wur von dr Grufemutt'r esulang rübr un nübr geketscht, bis dos Kind schlief. Ige sieht mr jette Wieg'n wuhl nār noch in en Alttertumsmuseum, weil mr drhinnr kumme is, doß die Ketschelei ungesund is.

Jech hoo als 10jährihs Schulmädl emohl mei Schulfreundin besucht, un do hoo iech aa gesah, wie de Grufemutt'r 's klänste Kind durch sette Ketschelei zun Eischlofn bracht. Dozu sang se dos Lied'l: „Hela popeia, gitt mr wag vun dr Wieng, war mir mei Kind' schie salb'r eiwieng.“ Dos hat aa dan klänn Kind sei Batr gehärt, un bei dr Grufemutt'r ihrn lehta Wortn: „Jech war mir mei Kind schie salb'r eiwieng“, fah't r mit roh'r, spöttisch'r Schtimm: „s ward dirsch niemand namme“, un gieng zr Tir naus.

Esu viel Gahr sei übr dos kläne Drlabnis waggange, obr iech denk noch imm'r an dan freundlich'n Gesang dr Grufemutt'r von domols un an das liebluse, schpöttische Wort von dan Kind senn Bat'r'. Heitzetog sei de Grufmütt'rl' sehr zu Ehn kumme; do gib't in vieln Schtädtn Grufmütt'rl'-Berein, wu se allr 4 Wochn B'rsammlung hoom. Do hält dr Pfarrer zearscht e klane Kaschproch; nocht ward e christlich's Lied gesunge, manchmol aa e klans Theat'r'schtick' gespielt, Kaffee un Kuchen orzehrt, un zun Schluß müßn alle die aufschtieh, die heit Geburtstog hattn. Die warn mit en Blumestöckl beschenkt, die mildtatige Menschn gespendet hattn.

Guchdrfreit gieht jed's Grufmütt'rl' ehamm (nach Hause), un se freie sich schüh wieder offs nächste Mohl.

Nu well iech noch e arnst's Geschicht'l niedrschreibn, wos mir mei Nefse drzehlt hot, dar in Leipzig-Propsthalda mit Dösa Pfarrer is. In sen Kirchspiel betreut 'r aa en Grufmütt'rl'-Berein, wus 's schennste Eiv'rschändnis harrscht.

Jech hoo kürzlich dan Nefsn besucht, un do soß iech emohl ohmt an sen Schreibtisch un hoo gelaßn; off amohl här (höre) iech hinn'r mir e liebliche Musik; iech dreh' mieh im un do schtieht mei Nefse hinn'r mir un hot e klane Schpielduf' in dr hand. (Die Schpielduf' war ebb'r e 20 cm lang.) Mei Nefse saht zu mir: „Necht will ich Dir eine kleine Geschichte von dieser Schpieldose erzählen. — Ar hätt's esu eifgeführt, doß je Weihnacht'n jeds Grufmütt'rl' e klans Geschenk krieket. Manche vun dan Grufmütt'rl' lieh sich's nett namme, aa ihrn Pfarrer e klane Freid ze machn.

Nu hat 'r unn'r sen Grufmütt'rl' aa e 85jährihs, dos obr noch munt'r war. Wie nu 1935 de Weihnachtsfeier in sen Verein war, kam dos 85jährihs Grufmütt'rl' zu men Nefsn hie un saht zune: „Harr Pfarrer, heite nacht hoo iech mieh richtig ogequeelt; iech wußt nett, wos iech für Sie als Weihnachtsgeschenk mitnamme sellt, un iech wollt Se dach esu garn e Freid machn, weil

Se siech dach esu viel Müh gabn, uns die Zammekünst racht schieh ze geschalt'n. Do fiel mir mei klane Schpielduf' die mir mei Enkele vir etlich'n Gahrn aus Amerika mietgeschickt hot, ei. Se schpielt zwä ganz schiene Liedle. Un die, bit' ich Sie, selln Se von mir als klans Weihnachtsgeschenk anamme.“

Mei Nefse hat dodrauf zu dan Grufmütt'rl' gesah: Dos wär ja ganz freundlich von ihr gedacht, obr sie sellt dach dos klane Adentn von ihrn Enkeln liebr salbr behalt'n, esu lang se labet, un wenn ses ihm durchaus zukomme losßn wellt, do könnt se ihm die Schpielduf' dach mohl orarbn (vererben). Obr dos Grufmütt'rl' beschtand dorauß, mei Nefse müßt die Schpielduf' heit zun hl. Ohmd anamme, wos 'r nocht mit Dank aa tat. Wie die Feier orbei war, hot 'r de Grufmütt'rl' wieder freundlich zr nächstn B'rsammlung eigelodn, die in vier Wochn sei sollt.

Un wos müßt mei Nefse machn? Noch eh' de vier Wochn im warn, müßt 'r dos liebe Grufmütt'rl' bearding. Durch en sanstn Lud war se ins himmlische Bat'land gerufft wurn. Mei Nefse obr ward immer die klane Spielduf' in Ehn halt'n un garn an das freundliche Grufmütt'rl' zericdentn. — — —

Falsch verstanden!

Nooch Anneberg kam aus Milna¹⁾
offzeiten ne alte Butensfraa,
die taasit in de Geschäfte ei,
wos bei de Leit in Haus will sel.

Re Schluß machet se ben Kaufmaa Riecht;
dort nahm se 's Materialzeig²⁾ miet:
Senf, Graupen, Büchsenworscht, Sardellen,
wos aam de Dorfsleit su bestelln. —

Heit war'sche aa dar's rüngerannt,
doch glücklich nu ben Riecht geland't.
Hier hot die alte gute Haut
noch allerhand in Korb verstaht.

Zun Dank war mei Harr Riecht su frei
un schenkt'r noch a Likörchen ei.
Wie se nu tat dos Schnapsl probn,³⁾
sah't dar: „Bar'n Se dā aa alles hobn?“

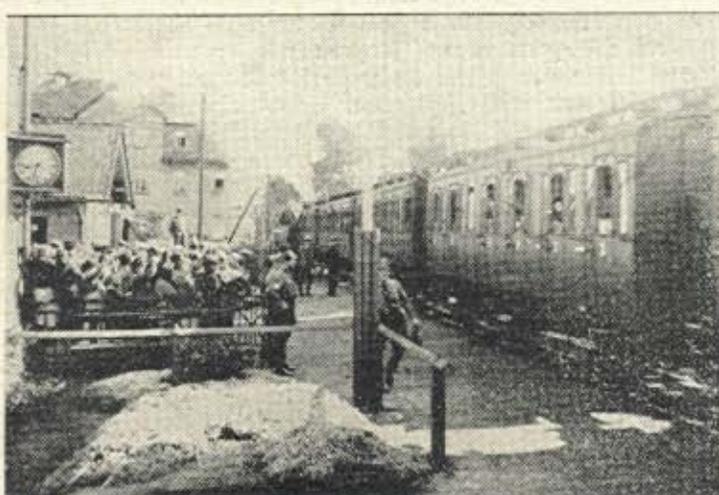
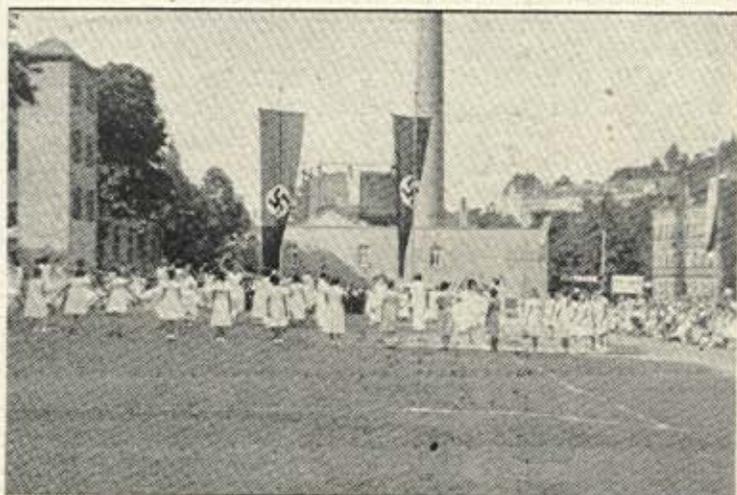
De Butensfraa gukt ümedüm
siech sig nochmol in Loden üm.
Do sieht se an dar Wand saltie⁴⁾
aa noch dos Sauerkraut-Faßl stieh'.

„Ach ja“, rost se, „für de Kantern Grund⁵⁾
brauch ich noch Sauerkraut — — zwä Pfund!“
„Schie racht“, maant dr Kaufmaa mit Behogn,
„ober ihe muß mer „Kilo“ sogn!“

Mei Butensfraa, die seht vor Schrack
geleich dos schiene Schnapsl wag.
Nä,“ spricht se, „is suwos net schlimm:
Sugar 's „Sauerkraut“ taafen se noch üm!“

Bernh. Brückner, Leipzig.

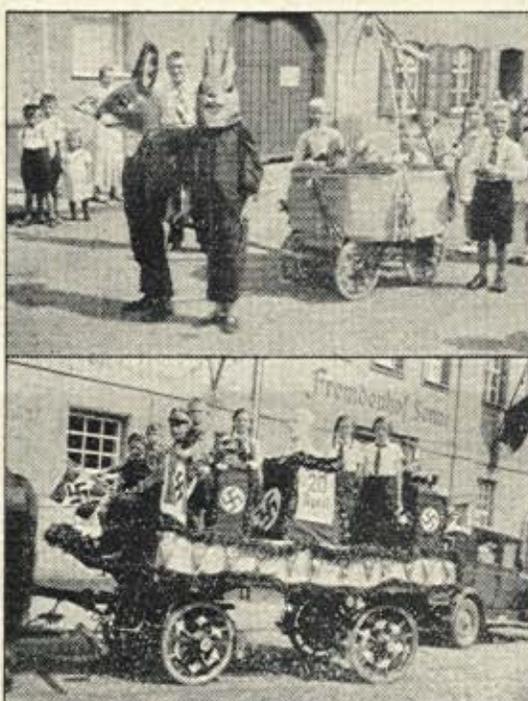
Der ereignisvolle September in Wort und Bild



Schauturnen im „Frisch-Frei“, Buchholz. (DZ-Photo-Dienst.)

Berliner KdF-Urlaubler in Crottendorf. (Photohaus Jäger, Crottendorf.)

Nur wenige Tage trennen uns vom Monatschluß. Wir wollen nicht ver- säumen, das Interessanteste davon im Bild noch einmal zu zeigen. — Unsere Aufnahme oben links eröffnet den Reigen der Damen zum Schauturnen des Turnvereins „Frisch-Frei“, Buchholz. — Rechts: Ankunft des Sonderzuges auf dem Bahnhof Crottendorf mit Berliner KdF-Urlaubler. — Einige Ausschnitte vom Elsterleiner Schulfest sieht man auf dem mittleren Bild. — Die untersten zwei Bilder zeigen uns noch einmal etwas vom Manöverleben unsere jungen Armee im Erzgebirge. Nach Verteilung der Quartierzettel sieht man die Feldgrauen vor dem Hause der Quartiergeber in Schlettau. Auch in Annaberg, Schma, Frohnau, Dörfel, Hermannsdorf, Elsterlein, Grünhain usw. hatte man mit

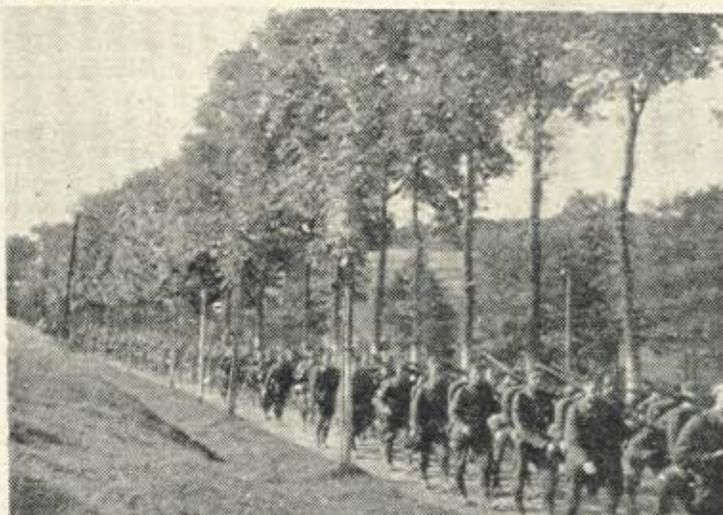


Festwagen vom Elsterleiner Schulfest. (Photo: Wagner, Elterlein.)

großer Freude die Soldaten aufgenommen. Auch Buchholz bekam zweimal Einquartierung des Inf.-Regts. Nr. 103. Mannschaften des Artillerie-Regts. Nr. 60 und der Nachrichten-Abteilung belebten die Straßen der Stadt. Die Gebäude des früheren Schlachthofes waren in Pferde- ställe umgewandelt worden. Im Hofe waren die Fahrzeuge auf- gefahren, während die großen Hallen und Schuppen als Unterkünfte für die Pferde dienten. Die Soldaten selbst waren in der Nähe des Schlachthofes untergebracht. In der vorderen Stadt lag die Infanterie. — Bild rechts unten zeigt den Abmarsch der Feldgrauen am 17. September in den frühen Morgenstunden aus dem Erzgebirge. Muß i denn, muß i denn zum Städtele hinaus



Feldgrau vor dem Hause der Quartiergeber (Photo: R. Deser-Schlettau)



Abmarsch der Feldgrauen aus dem Erzgebirge. (DZ-Photo-Dienst.)